

Titel: Nicht sehen und doch glauben
Pfarrer: Gerson Raabe
Predigttext: 1. Petri 1, 8-12
Datum: 23.06.2012



Liebe Gemeinde,

kaum zu glauben, wie Menschen sich das vorstellen, was oder auch wie Gläubige glauben – kaum zu glauben! „Glaube, das ist das Fürwahrhalten des Unmöglichen.“ „Wer glaubt, muss seine Vernunft“ – oder schärfer: - „seinen Verstand vorher an der Garderobe abgeben.“ Kaum zu glauben, wie Menschen sich das vorstellen, was oder auch wie Gläubige glauben.

Manche denken, dass diejenigen, die glauben, so etwas wie Visionen haben. „Die sehen da etwas, oder hören etwas und deswegen glauben sie.“ Doch in der Regel sehen oder hören Gläubige keineswegs Dinge, die anderen verschlossen bleiben. Ich würde mal sagen, dass in 99% der Fälle religiöser Glaube sich in nichts von dem Alltagsphänomen „Glaube“ unterscheidet. „Ich glaube, dass das Wetter kommenden Sonntag so und so ist“ und „Ich glaube, dass das Leben ... was weiß ich.“ Glaube ist Glaube.

Ein Unterschied besteht allerdings darin, dass mit dem religiösen Glauben auch immer die ganz großen Themen verbunden sind. Das unterscheidet diesen Glauben von dem Alltagsphänomen Glauben. Eine Wetterprognose ist eben etwas anderes als die Frage nach der Ewigkeit. Fragen des religiösen Glaubens unterscheiden sich inhaltlich fundamental von Geschmacksurteilen „Das glaube ich nicht!“ oder „Das glaube ich!“.

Vielleicht ist der Umgang mit dem Glauben auch deswegen so schwierig, weil die Bezüge des religiösen Glaubens und das Alltagsglaubens so denkbar weit auseinander liegen, formal aber nicht befriedigend gesagt werden kann, was das eine vom anderen unterscheidet.

An dieser Stelle muss jetzt aber auch gesagt werden, dass das Verständnis von „Glaube“ als „Vertrauen“ nur bedingt weiterhilft. Findige Exegeten haben gesagt „religiöser Glaube“ unterscheidet sich vom „Alltagsglauben“, weil er so etwas wie „Vertrauen“ sei. Das kann man aber für den Alltagsglauben auch sagen: „Ich vertraue darauf, dass am kommenden Sonntag für unseren geplanten Ausflug schönes Wetter ist.“

In jedem Fall halte ich es für wichtig, dass religiöser Glaube – ich sage es einmal so – ein Fall von „normalem“ Glauben ist. Es ist nicht wahr, dass religiöser Glaube etwas Magisches ist, eine Art Zauberei oder etwas, was einem „normalen“ Menschen ohnehin unmöglich ist.

In dieser Auffassung unterstützt mich der heutige Predigttext aus dem ersten Brief des Petrus: „Ihn habt ihr nicht gesehen“, und – so könnten wir gleich fortfahren – „und doch glaubt ihr an ihn, obwohl ihr ihn nicht seht.“ Das hat in unserer Religion eine prominente Tradition, das „nicht sehen“ und „doch glauben!“

Sie erinnern sich an den ungläubigen Thomas. An der Südseite unserer Erlöserkirche hängt ein Relief zu dieser Szene: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

Die schärfsten Konturen gewinnt dieses „nicht sehen“ und „doch glauben“ zweifelsohne bei dem Stifter unserer Religion, bei Jesus selbst. Am Ende seines Lebens, bei seinem Gang ans Holz verschwand ihm der Gott seiner Väter und seiner Mütter. Man kann das Gefühl bekommen, dass er nicht mehr sehen konnte, was er bis dahin sah. Derjenige oder dasjenige, welches er bis dahin liebevoll vertraut als seinen Vater ansprach, entschwand ihm. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

„Nicht sehen“ und „doch glauben“ – dafür steht bis hinein in die letzten möglichen Konsequenzen Jesus von Nazareth. Wenn jemand davon eine Ahnung gehabt hat, wenn jemand etwas davon verstanden hat, dann Jesus aus Nazareth. Er ging, obwohl ihm der Vater verschwunden war, obwohl er den Gott seiner Väter und Mütter nicht mehr sah, im Glauben auf das, was er nicht mehr sehen konnte hinein in den Tod, im Vertrauen, im Glauben an das, was ihm nicht mehr sichtbar war.

Das ist natürlich sehr spektakulär und auch sehr dramatisch. Niemand von uns wird in solche Dramatik geraten. Aber es ist doch wichtig, weil es eben dieses „nicht sehen“ und „doch glauben“ hineinträgt bis an jene letzte Grenze, an die jede und jeder von uns irgendwann einmal muss: an die Grenze zwischen Leben und Tod. Und hier erweist sich dann dieses „nicht sehen“ und „doch glauben“ als etwas, was diese Grenze vom Leben zum Tod zur Grenze vom Tod zum Leben wendet oder wandelt – oder wie auch immer...

Doch lassen Sie uns zurückkehren von den großen letzten Themen und den großen letzten Wahrheiten des Lebens in unser alltagsnormales Leben: Der Normalfall heißt „nicht sehen“ und „doch glauben“.

Das ist keine heroische Art verkrampfter Sinnsucher. Sie oder wir glauben nicht gegen die Tatsache, dass da nichts zu sehen ist. Wir halten nicht „krampfhaft“ „für-wahr“, was nicht sichtbar ist und nicht sichtbar gemacht werden kann. Wie gesagt, religiöser Glaube ist formal gesehen das Gleiche wie unser Alltagsglaube. Eine Unterscheidung, die auf Immanuel Kant zurückgeht, kann klären:

Wir können Meinen, Glauben und Wissen unterscheiden. Meinen heißt, wenn ich für das, was ich vertrete keine erhärtenden Belege in mir oder außer mir habe. Ich verfüge über nichts, was das, was ich vertrete erhärten kann. Ich kann aber auch auf nichts verweisen, dass das von mir Vertretene erhärtet. Ich „meine“ dass etwas so oder so sei.

Beim Glauben ist das anders. Beim Glauben gibt es Aspekte in mir, die erhärten, dass das so oder so für mich ist. Ich bin eben überzeugt davon. Für mich ist das so, weil... Aber außerhalb von mir kann ich nichts benennen, warum das so ist, wie es für mich ist. Ich glaube.

Beim Wissen schließlich gibt es sowohl in mir als auch außerhalb meiner Gesichtspunkte, die erhärten, dass ist was ist. Jede und jeder, der oder dem diese Aspekte gezeigt werden können, muss dem folgen: So ist das, weil so und so belegbar. Wir wissen etwas.

So gesehen könnte man auch sagen, dass dem Glauben immer etwas fehlt. Ihm fehlen die äußeren Kriterien, die belegen, dass etwas so oder so ist. Beim Wissen gibt es diese Kriterien, beim Glauben nicht.

Es liegt auf der Hand, dass dieses Defizit auch als Mangel empfunden wurde und wohl in nicht wenigen Fällen als Mangel empfunden wird. Wird dem Glauben das seit alters her doch auch immer vorgeworfen: Objektiv kann gar nicht dargelegt werden, dass das so ist, wie du sagst. Die so genannten Gottesbeweise gehören zu den mächtigsten und auch eindrucksvollsten Versuchen, objektiv zwingende Kriterien aufzuweisen, dass der Glaube nicht nur Glaube sondern letztlich doch ein Wissen sei. Neben den Gottesbeweisen gibt es mancherlei Versuche solche Erweise aufzuführen. Sie alle führen jedoch nicht zum Ziel.

Einen solchen Versuch führt auch der Verfasser unseres Predigttextes vor. „Nach der Seligkeit der Seele, die ihr durch euren Glauben habt, haben auch die Propheten gesucht und geforscht. So haben sie von der Gnade geweissagt, die für euch bestimmt ist. Auch haben sie gesucht und geforscht, auf welche und was für eine Zeit der Geist Christi deute...“.

Das „objektive“ Kriterium, das hier vorgeführt werden soll, heißt zugespitzt gesagt: Die Geschichte, genauer gesagt: die Geschichte der Religion oder der Religionen beweist die Wahrheit des Glaubens. Solche Beweisführungen können wir auch in vielen Schriften des Alten und Neuen Testaments beobachten. Etwas verweist auf Späteres, legitimiert es, ja **beweist** die Wahrheit dessen, was ist.

Hier ist Vorsicht geboten. Ganz einfach gesagt kann solche Strategie in Religionsimperialismus abgeleitet werden. Solcher Imperialismus vereinnahmt, was in seiner Eigenständigkeit Geltung hat und anerkannt werden will. Besonders schlimm wird es, wenn bestimmte Texte dazu missbraucht werden, um etwa die christliche Kirche oder – noch schlimmer – leitende Ämter in ihr zu legitimieren, wie zum Beispiel das Amt des Papstes.

Lassen Sie uns für einen Glauben plädieren, der eben „nicht sieht“ und „doch das Wesentliche ergreift“. Defizitär – mag sein! Mangelhaft – wegen mir auch das! Lassen Sie uns dafür plädieren, dass wir „nicht sehen“ und „doch glauben“ – mal mehr und manchmal auch weniger. Und vermutlich ist es in der Regel alltagsnormal gesehen eher weniger. Unser Glaube: ein glimmender Docht, ein geknicktes Rohr – um mit den beiden alttestamentlichen Bildern zu sprechen. „Doch er wird den glimmenden Docht nicht auslöschten und das geknickte Rohr nicht zerbrechen“, so heißt es beim Propheten.

Jenseits allen Religionsimperialismus kann uns zum Trost werden, dass dieses fragile, dieses zerbrechliche, unvollständige und mangelhafte „nicht sehen“ und „doch glauben“ etwas ist, was sich durch die Geschichte unserer Religion und durch die Geschichte ihrer Wurzeln zieht. Diesem „nicht sehen“ und „doch glauben“ geht natürlich jegliche Sicherheit ab. Vielleicht empfinden wir auch das nicht selten als schmerzlich. Doch liegt es nicht im Wesen des Glaubens selbst, dass er mit Sicherheit ohnehin wenig gemein hat?

Es ist nicht kalte, zementierte Sicherheit, die sich durch oder über den Glauben einstellt. Es ist eine oft schwankende, fragile und zerbrechliche Gewissheit, die mit dem Glauben verbunden ist. Sie ist eben nicht zementiert, statisch und starr, sondern sie ist erfahrungsoffen und der Lebendigkeit des Lebens in seinen individuellen Varianten zugewandt – auch den Varianten, die sich manchmal als Sackgassen oder Irrwege erweisen.

Solche Gewissheit stellt sich ein. Man kann sie nicht kaufen und auch nicht künstlich herstellen. Vielleicht kann man dazu beitragen, dass ein Klima entsteht, in dem sie sich entfalten kann: eben bei dem, was wir Glauben nennen, im Gottesdienst oder etwa auch bei der Lektüre eines Buches, beim Hören von Musik oder in der Nähe eines anderen oder in der Nähe von anderen Menschen.

„Es wird gut mit meinem Leben, was auch immer geschehen mag!“, so kann diese Gewissheit aussehen. Und sie ist eben keine verkappte Selbsttröstung der im Leben schlecht Weggekommenen. Sie ist aber auch nicht die weltscheue Vogel-Strauß-Haltung Lebensuntauglicher. Beide Vorwürfe zeigen einen großen Mangel an Sensibilität gegenüber dem Glauben und der Religion.

Die Gewissheit, die mit diesem Glauben verbunden ist, hat es mit dem Gefühl zu tun, dass ich geborgen und getröstet bin. Es ist die Stimmung, dass es gut wird. Das ist kein Hurrapositivismus, sondern eher ein stiller, gefasster Realismus – manchmal, wie gesagt, auch noch ziemlich zerbrechlich, zaghaft und klein. Ein Realismus von Menschen, die nicht haltlos treiben, sondern die eine Ahnung beseelt, dass da mehr ist und dass es wohl die Liebe ist, die letztlich zählt – oder so...

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.